

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 28.

Posen, den 4. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

15. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er lehnte sich über sie und küßte sie auf die Stirn. „Gute Nacht, Raseella.“ Er nahm ihre Hand und drückte sie. Als er gehen wollte, hielt sie ihn mit einem schwachen Lächeln und einem Händedruck zurück.

Vor dem Rennen stand Brée im Führing, die Peitsche in der Hand, und rauchte mit Andacht den Rest einer Zigarette. Seine Farben, die graue Jacke mit dem gelben Streifen, seine verwegene gelbe Mütze leuchteten weithin. Ein Mann in einer karierten Hose, der ein ausgesprochenes Pferdegesicht hatte, stürzte sich auf ihn und tuschelte ihm etwas ins Ohr.

„Du mußt take in die ueste Moment der Spitze, Sir!“

„Allright,“ erwiderte Brée. Der Mann war der Trainer Atkins.

„Sie uerden an den Hürden Boden verlieren, Sir. Sie müssen auf der Flächen jede Pace gehen können, Sir.“

Brée nickte. Er ritt den Schimmel heute zum ersten Male. Er hatte ihn in England gekauft und gleich für den Karlsruher Herbstpreis nennen lassen. Der Schimmel hatte Talent zum Springen, nahm die Hürden in der Arbeit jedoch noch etwas unrein, dafür war er auf der Flachbahn große Klasse. Es war eine vierjährige Stute, die über einen guten Rekord verfügte und einen noblen Vater gehabt hatte. Brée hatte sie „Vester“ getauft.

Brée wollte den Karlsruher Herbstpreis unter allen Umständen nach Hause bringen! Nicht nur weil ein Pferd, das Vesters Namen trug, sein erstes Rennen einfach gewinnen mußte. In einer der Tribünenlogen saß der Herzog von Cadural, sein Vetter, der auf zwei Tage nach Berlin gekommen war. Der Herzog hatte ihn gefragt: „Was machst du? Wie geht's dir? Wie lebst du eigentlich?“ Nun, Brée wollte ihm zeigen, was er machte, was er konnte. Er wollte seinem Vetter einen kleinen Glanztritt vorführen. Obwohl er in einem Jockeirennen ritt, wurde seine Nummer am Toto viel verlangt. Die Buchmacher notierten ihn zu Parikuren. Die Presse hatte das Rennen zwischen ihn und „Hausball“ gelegt.

Ein Glockenzeichen. „Aufsitten, Herr Baron.“ Die Pferde, die durch den Ring geführt wurden, standen. Brée trat an den Schimmel heran, klopfte ihm freundschaftlich auf den Hals und schlang sich in den Sattel. Der Junge gab ihm die Zügel in die Hand und grinste. „Id riskier 'n Taler, Herr Baron!“

Während er noch einmal im Ring herumritt, blühte er in viele Augen, die auf ihn gerichtet waren. Der Ring war umlagert von Feldstechern und eleganten Herbstkostümen, von steifen Hüten und Pelzmänteln. Alle Augen aber verschlangen ihn. Brée brauchte diese

Augen, um dieser Augen willen, gewann er seine Rennen. Er brauchte die Reibfläche schöner Frauen, um sein Temperament aufflammen zu lassen, ohne sie blieb er kühl und nutzlos, wie ein Streichholz in der Schachtel.

Atkins führte die Stute auf die Bahn. Von den zwölf Pferden, die ihr vorantrabten, war sie das schönste. Sie hatte einen bestechend edlen Gang. Sie tänzelte spielerisch über das Gras und wiegte den Kopf. Sie neigte einmal den Kopf zur Seite und sah mit klugen Augen auf die Tribünen. Brée nahm die Zügel kürzer und zeigte ihr die Sporen. Die Stute parierte and galoppierte an den Tribünen vorbei. Aber schon vor der Probehürde stuchte sie. Brée mußte ihr die Peitsche geben, sonst wäre sie ausgebrochen. Von den Tribünenplätzen kam ein rollendes Gemurmel; man hatte den Zwischenfall bemerkt.

Der Start dauerte endlos. Es schien fast unmöglich zu sein, die zwölf Pferde gleichzeitig abzulassen. Die Jockeys drängten rücksichtslos nach vorn, und mehrere Male wurde das Startband zerrissen. Brée hielt sich wohlweislich im Hintergrund, um den Schimmel nicht nervös zu machen. „Vester“ aber hatte ihre Launen und bäumte sich; der Aufenthalt dauerte ihr zu lange. Endlich schnellte das Startband in die Höhe, ein schrilles Glockenzeichen, sowie ein neues, plötzlich aufflackerndes Gemurmel von den Plätzen kündigten den Beginn des Rennens an.

Brée hatte am Start sechs Längen verloren. Die Stute lag auf dem letzten Platz und ging nicht willig. Brée mußte sie jetzt schon anfassen, um sie im Schwung zu halten. Sein Auge war auf das bunte Rudel vor ihm gerichtet, das geschlossen marschierte. Brée kämpfte beständig gegen eine Staubwolke, welche den Weg förmlich versperrte. Achtung, der Graben! Er riß den Schimmel zusammen, der diesmal mutig, aber unrein sprang. Brée mußte aeshiet den Fehler „ausfüßen“, um nicht kopfüber zu stürzen. Er drückte nun auf das Tempo und brachte die Stute fast an das Rudel heran. In Gesellschaft sprang sie flotter, über die nächsten Hindernisse kam sie glatt hinweg.

Die Reize gingen jetzt an den Tribünen vorbei, und der Baron, der gern etwas für die „Galerie“ ritt, jaagte den Schimmel an die vordere Gruppe heran. Die Tribünen antworteten ihm mit tausend anschwellenden Stimmen. In der Kurve nahm er die Zügel fester in die Hand, um die Stute verschrauben zu lassen. Gleichzeitig spritzte mit einem Ruch „Hausball“ aus der Gruppe; er sah, wie sein Reiter auf Tod und Leben hinwegzog, war jedoch nicht imstande, zu folgen. Er begnügte sich damit, nicht langsamer zu werden.

Die gelbe Bahn flog! Jeder Reiter versuchte, den Ausreißer einzuholen. Dieses unsinnige Jagen machte Brée nicht mit. Im Bruchteil einer Sekunde lag er wieder im Hintertreffen. Am Steinwall zelte es sich, wie recht er hatte. Drei Pferde waren im Sprung zusammengestoßen und gestürzt. Eins der Pferde lief reiterlos weiter. Die Stute hatte sich erwärmt und kam fehlerlos über den Wall. „Hausball“ galoppierte zwölf Längen vor ihm. Brée begann jetzt Dampf aufzusehen. Er gab die Zügel frei und spornte die Stute

mit den Schenkeln an. „Nester“ streckte sich willig und galoppierte in raumgreifender Aktion. Der Schimmel ließ Pferd um Pferd hinter sich, sprang, ohne zu stutzen, es war, als wenn er um jeden Preis die bunte Tasse da vorn einholen wollte. Der Schimmel dampfte, ließ aber nicht nach. Brées leichte Hand unterstützte ihn meisterhaft. Schräg flog er um die Kurve. Glücke. Radau. „Hausball“ begann sein Finish.

Brée sah nicht mehr, er lag auf dem Sattel, den Kopf an den Hals des Pferdes gelehnt. Seine Miene war genau so ruhig wie vorher. Er kämpfte ohne Peitsche und Sporen. Seine Hand kämpfte; er warf die Zügel nach vorn und riß sie wieder zurück. „Hausball“ ließ nicht nach; erst an der letzten Hürde hatte er ihn; während des Sprungs verlor er wieder eine Länge.

Plötzlich hatte das unsinnige Geschrei der Tribünen Brée gepackt. Heere von Stimmen schrien: „Nester! Nester!“ Die Tribünen donnerten. Armeen von Händen stiegen über die Köpfe. Es brandete: „Nester! Nester!“

Der donnernde Rufe ließ jeden Nervo in Brée zittern. Kauschartig warf er sein Pferd vorwärts; er lezte die Reserven ins Feuer. „Nester! Nester!“ Brée hatte einen Augenblick lang, umheult, umtobt, Nesters Gesicht vor Augen. Ein Sommertag am Rido. Brée schlang die Peitsche. Er war ganz von Sinnen. Er sah nicht, fühlte nur, daß er Gurt an Gurt mit „Hausball“ lag. Er fühlte das Ziel zwanzig Meter vor sich, ohne es zu sehen. Zwei Reiter arbeiteten wie die Bejessenen. Peitschenhiebe prasselten wie Kleingewehrfeuer auf die Pferdeleiber. Der Sturm hatte seinen Höhepunkt erreicht. Der Boden dröhnte. Brée kämpfte um jeden Zentimeter. Plötzlich aber war er ganz ruhig. Er sah das Ziel. Ein mächtiger Stoß, da lag „Nester“ mit einer Nasenlänge vorn. Dann nahm er die Hände herunter. Die Schlacht war gewonnen.

Als er zur Wage zurückkehrte, umbrauste ihn nicht endenwollender Jubel. Der Baron grüßte lächelnd in das Gewimmel der flatternden Taschentücher hinab. Viele schöne Frauen winkten ihm zu. Brée lächelte über sein ganzes hageres Gesicht; seine hellen Augen blühten vor Freude. Er stieg ab und löste den Sattelriemen. Als er den Schimmel dankbar streichelte, da hatte er wahrhaftig Tränen in den Augen.

Der Herzog von Caderal sagte, während sie in den Wagen stiegen: „Sehr nett, sehr nett! Aber, mein lieber Junge, befriedigt dich dieser Sport?“

Brée sah seinen Vetter leicht erstaunt an. „Natürlich, es macht mir Vergnügen. Ich brauche sogar diese Aufregungen.“

„Sonderbar,“ entgegnete der Herzog kopfschüttelnd. „Diese Aufregungen für nichts und wieder nichts!“

Der Herzog von Caderal war ein Mann, der heute zum ersten Male eine Rennbahn betreten hatte. Er war ein Mann, für den ein Pferd ein Tier war und der ein Tier für etwas durchaus nicht Beachtenswertes hielt. Der Herzog von Caderal strich seinen Silberbart, der seinen Kragen und seine Krawatte vollkommen verdeckte. Dieser Bart war so dicht und fest, daß er aus Erz gegossen zu sein schien. Der Herzog liebte seinen Bart. Er pflegte ihn wie ein Kind. Der Bart glänzte von einem feinen Öl, der Bart duftete nach einer vornehmen Essenz. Der Herzog von Caderal war ein Mann, der keine anderen Sorgen als die um seinen Bart hatte.

Während der schnellen Autofahrt entwickelte sich zwischen den Vettern eine hochphilosophische, ja sozialpolitische Aussprache; der Silberbart sah mit Geringschätzung auf das leichtsinnige, schnelle Leben des Barons herab, Brée dagegen mokierte sich über die stille Lebensweise des Herzogs, der auf einem Berg ein Schloß besaß, das er nur selten verließ.

„Du bist nun mal für Tiefe, lieber Hieronymus,“ lächelte der Baron pfiffig, „ich dagegen bin für die Oberfläche des Lebens. Du siehst also, es ist in unserer Familie ein ganz annehmbarer Ausgleich geschaffen.“

Der Herzog entgegnete mit seiner schweren, wichtigen Bassstimme: „Unsere Familie zeichnete sich von jeher durch ernste, nachdenkliche Menschen aus. Du bist der einzige, der sich mit den Fliegen an der Wand herumschlägt. Was hast du eigentlich vom Leben?“

„Die Oberfläche!“ lachte der Baron. „Du gräbst antike Bücher aus, während ich für schöne Frauen schwärme, die nicht antiker Natur sein dürfen.“

„Wenn du wüßtest, was für eine Jugend in den antiken Büchern steckt!“ grollte der Silberbart.

„Ja, aber eine ausgestorbene Jugend! In deiner letzten Stunde — Verzeihung, lieber Vetter! — wirst du es gewiß bereuen, daß du ein Leben hinter dir hast, in dem nichts geschehen ist.“

Der Herzog lachte würdevoll und in seinem tiefsten Baß auf, daß sein Bart erbehte. „Ich mag nicht an deine letzte Stunde denken, Ferdinand! Auf was für ein Leben siehst du zurück?“

„Auf ein buntes, bewegtes Leben voller Dummheiten!“

„Wäre es nicht schöner, auf ein Leben voller Weisheiten zurückzusehen?“

„Was fällt dir ein!“ antwortete Brée, bemüht, auf dem ernststen Antlitz seines Veters ein Lächeln hervorzuzaubern. „Den Weisen bleibt der Schierlingsbecher nicht erspart!“ Da aber der Herzog keine Miene machte, zu lächeln, fügte er hinzu: „Ich for kann dir jedoch jetzt schon sagen, wie ich sterben werde: glücklich, und meine letzten Worte werden sein: mehr Frauen!“

„Du gehst ohne nachzudenken durchs Leben.“

„Du irrst. Ich denke nur über andere Dinge nach als du.“

„Du hast keine Ideale.“

„In der Tat nicht! Ich finde meine Ideale auf der Erde, du hingegen siehst in die Sterne, die unerreichbar sind.“

Brée führte seinen Vetter in einen purpurrot-bekleideten Saal, der blumen- und frauengeschmückt aus unzähligen Emporen blendete. Hier saßen lauter Vergnügungssüchtige, die sich glänzend amüsierten, während vor dem Portal die Idealisten in die Sterne starrten. Neben jedem Smoking saß eine Dame, die dessen Stern war, und tatsächlich waren diese Sterne um vieles greifbarer und reizvoller als die, welche am Himmel standen. — Brée führte den Herzog in Tanzpaläste, Klubs, Bars, und im Laufe des Abends wurde der Silberbart seines Veters immer länger und blasser. Er mußte verschiedenen Damen die Hand küssen, mußte Sekt trinken und sich die rollenden Töne einer Negerkapelle in die Ohren hämmern lassen.

„Nein, mein lieber Ferdinand,“ sagte er im Moulin rouge, „mit dieser Art von Vergnügungen kannst du mich nicht überzeugen. Machen wir die Gegenprobe. Sei vier Wochen mein Gast auf Schloß Caderal! Vielleicht wirst du in der schweigmamen Berglandschaft meiner Heimat anderer Ansicht werden.“

„Vielen Dank, Hieronymus, aber deine schweigmame Berglandschaft liegt mir nicht.“

Es kam eine Dame an den Tisch, die dem Baron eine Rose brachte. „Oh, Ferdinand, wie du geritten bist! Wundervoll!“ Brée nahm sein Sektglas und trant auf ihr Wohl. Die Dame hatte einen schönen, üppigen Mund und lachte immerzu. Der Herzog vertiefte sich in seinen Bart.

„Du langweilst dich, was?“ Brée schlug ihm auf die Schulter.

„Offengestanden, ja. Moulin rouge liegt mir nicht!“

„Gut, wir sind nicht mit Moulin rouge verheiratet!“

Der Silberbart lernte einen Spielklub kennen, der in Berlin nicht seinesgleichen hatte. Ein prächtiges Schloß mit livrierten Lakaien und einem atemraubenden Spielbetrieb. In einer einzigen Partie stand eine märchenhafte Summe auf dem Spiel. Brée sagte zu

seinem Vetter: „Bitte, lieber Hieronymus, leihe mir für eine Sekunde tausend Mark.“ Mit einem bitter verzogenen Mund gab ihm der Herzog die Note. Brée warf das Geld auf den Tisch. Nach zwei Minuten erhielt der Herzog achttausend Mark zurück.

„Aber, Ferdinand! Ich habe dir nur tausend Mark geliehen.“

„Du hast Recht,“ lachte der Baron. „Es tut mir leid, aber du hast gewonnen!“

Der Herzog stand stodernst da. „Ich nehme das Geld an, werde es aber morgen der Heilsarmee überweisen.“

Brée erwiderte im gleichen Ernst: „Bitte, ich will nicht zurückgehen. Hier sind weitere achttausend Mark, überweise die bitte in meinem Namen der Heilsarmee!“

Da verzog sich das Gesicht des Herzogs zum ersten Male zu einer heiteren Miene.

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiges Geschöpf.

Von Arkadij Wertschents.

Wir prallten ganz unermittelt an einer scharfen Straßenecke plötzlich aufeinander, und ihre ersten Worte waren:

„Nein, ist das komisch! Sie sind also in Petersburg?“

Wir schritten plaudernd nebeneinander her; nachdem wir jedoch einige Hundert Schritte zurückgelegt hatten, wurde ich darauf aufmerksam, daß meine Dame unausgesetzt unruhig auf den Fahrdamm hinter uns hinsah. Schließlich konnte ich mich nicht mehr enthalten, zu fragen:

„Was haben Sie eigentlich, Wjerschtscha? Suchen Sie da irgend jemanden in dem Wagengeheiß?“

Sie sagte nur kurz: „Nein. Aber er fährt sie hinter mir drein.“

„Wer — er?“

„Nun, der Droschkenfahrer, natürlich.“

„Na, warum laufen Sie denn zu Fuß, während sie fährt?“

„Sie scheinen da etwas mißzuverstehen. „Sie“ — das ist in diesem Falle eine Lampe.“

„Teufel, ja! Und ich dachte mindestens — eine hübsche, nette Freundin.“

„Ja, ja, ich weiß. Sie haben nichts als Freundinnen im Kopf. Mein, mein Lieber, sondern sehr einfach: ich bin gerade dabei, mir ein neues Speisezimmer einzurichten, und dazu habe ich unter anderem auch die Lampe gekauft. Ich will nur noch in zwei, drei Geschäfte und dann schleunigst nach Hause.“

„Deshalb brauchen Sie doch aber nicht dauernd auf den Kutscher aufzupassen...“

„So? Und wenn er mir mit der Lampe auf und davon fährt?“

„Na, Sie brauchen sich doch nur seine Nummer zu merken.“

„Tatsächlich! Darauf bin ich noch gar nicht gekommen. Nun schon, also.“

Wir waren schließlich vor ihrem Hause angelangt, und sie lud mich ein, einzutreten und ein wenig auszuruben. Wir schleppten die Lampe in das Speisezimmer, und Wjerschtscha begann sogleich mit der ihr eigenen Energie sich nützlich zu machen.

„Marja! Gib mir einen Nagel, außerdem Petroleum, Streichhölzer und eine Leiter! Und Sie — sehen Sie sich gemäßigt da in die Ecke, und stehen Sie mir nicht unnütz im Wege.“

In ein paar Minuten wird alles in Ordnung sein.“

Sie schob den bereits gedeckten Tisch beiseite, betrachtete die Leiter zuerst mit argwöhnischen Blicken, stieg aber dann doch auf ihr empor, den großen Nagel andachtsvoll in der Rechten.

„Allerdings... mit was werden wir ihn denn einschlagen?“

Ich glaube, wir haben gar keinen Hammer...“

Sie versuchte es mit einer Streichholzschachtel. Die Schachtel zerbrach, und die „dummen Streichhölzer“ zerstreuten sich auf den Teppich. Die Rettung brachte schließlich ein wuchtiger Briefbeschwerer. Das Ergebnis war jedenfalls: die Lampe hing.

„Meinen Sie, daß sie nun aber wirklich fest hängt?“

Ich erlaube mir, hierauf zu antworten, daß durch die Schritte der darüberwohnenden Partei die Lampe sich vermutlich bald verankert sehen werde, von ihrer jetzigen stolzen Höhe herabzustiegen.

Wjerschtscha dachte einen Augenblick nach.

„Unsinn! Es wird absolut nichts passieren. Bitte: hängt sie nicht schon fünf Minuten da? Jetzt heißt es nur noch Petroleum hinzugießen, anzünden, und dann können wir uns zu Tisch setzen.“

Sie nahm vom Tisch eine Flasche, goß den Inhalt in den Behälter und steckte den Docht an...“

Der Docht erlosch.

Sie schüttelte die Lampe hin und her und steckte den Docht wieder an.

Der Docht erlosch wieder.

„Man hat Sie eben mit der Lampe betrogen. Schicken Sie doch Marja hin, sie umzutauschen.“

Da Wjerschtscha mit der Zeit doch müde geworden war, war sie ausnahmsweise sofort einverstanden.

„Ainen Augenblick, ich will mir das Petroleum anschauen.“

Reichen Sie mir die Flasche her!“

Ich trat etwas näher hinzu.

„Aber Wjerschtscha! Sie gießen ja das Petroleum in eine ganz andere Flasche...“

„Was Sie schon davon wissen! In der anderen Flasche ist Essig. Die dumme Marja hat sie wieder mal auf dem Tisch stehen lassen.“

„Nein, in der ist kein Essig, sondern die ist leer!“

Wjerschtscha ließ unwillkürlich die Lampe sinken und blickte mich ganz verstört an.

„Begreifen Sie jetzt, warum die Lampe absolut nicht hat brennen wollen?“

Ich trat ganz nahe an sie heran und sagte:

„Allerdings begreife ich das. O, unglückseliges Geschöpf, was soll bloß aus Ihnen auf der Welt noch werden?“

„Lassen Sie mich los! Wer hat Ihnen erlaubt, mich zu küssen. Das ist eine Unverschämtheit! Sie sind ein ganz schlechter Kerl!“

„Und das wissen Sie jetzt erst?“

Sie machte noch immer scheinbare Anstrengungen, um loszukommen, war aber von der Geschichte mit der Lampe sichtlich so erschöpft, daß sie bald den Kopf an meine Brust sinken ließ.

„Nein, wie komisch Sie sind!...“ sagte sie bald.

Und fand dann doch wohl, daß der beste Ausweg aus dieser Situation ein erwidertes Kuß sei.

Es war das Einzige, was sie wirklich von Grund auf konnte.

Sechzig Paviane rücken aus!

Von Paul Cipperr.

Muß man sich da nicht wundern, wenn auf einer wohlgepflegten Parkwiese plötzlich braune und graue Steinblöcke verstreut sind? Aber was soll der morgendliche Spaziergänger erst sagen, wenn diese Quader lebendig werden, Purzelbäume schlagen und jäh — eine Herde abessinischer Hundsaffen über den Rasen tollt!

Nun, man ist in Stellingen nicht „ängstlich, Ludwig Z. to w s k y, der wissenschaftliche Leiter des Tierparks, untersucht den Affenfelsen und hat rasch das Rätsel gelöst: der nächtliche Sturzregen höhle eine Spalte des Betongebirges aus, eine Eisenkammer bot an der glatten Wand eine willkommene Grifffläche, irgend ein schlauer Bursche unter den Hamadryas sprang mit jedem Satz in die Höhe und turnte über den zufälligen Stützpunkt weiter, auf den Grabenrand. Der Weg zur Freiheit war gewiesen.

Zum Glück sind Affen ausgesprochene Herdentiere. Und man braucht nur das Leitvieh mit Bananen und weichem Brot zu locken, immer dichter an den umfriedeten Fels, bis der alte Affenhäuptling nach einer besonders süßen Frucht wieder in den Graben springt. Kreischend und schnatternd folgt das ganze Rudel.

Man hat natürlich zuvor die Eisenkammer provisorisch mit Lehm verbedt, und ich erholte mich eben durch einen Spaziergang von meinem Schreck, als jäh ein Wasserfisch aus dem Gebüsch polterte, quer an meinen Stiefelspitzen vorbei. „Manu“, denke ich, „was ist denn heute los bei Hagenbeck?“ und hole zwei Wärter, um den seltsamen Ausreißer zu stellen. Das gelingt auch, und diese Jagd hatte ihr Gutes. Man sah ein, wie zahm jene südamerikanischen Nagetiere sind und läßt sie nun frei durch den Restaurationsgarten gehen, zur Belustigung der Kinder, die mit Gras und Butterbrot die großen plumpen Burschen füttern.

Bei Tisch unterhält man sich belustigt über die morgendliche Affenjagd, aber Lorenz Hagenbeck verfügt, daß ein Maurer mit einer Bodleiter in den Graben steigen müsse, um den Defekt sauber auszugementieren. Die Wärter können ja Wache stehen, damit nicht der alte Pabianvater Lust bekommt, sein Hauptiergeißel an einem Hamburger Hofenboden zu erproben. Vorsicht sei auf alle Fälle nötig.

„Das mußt du dir ansehen“, dachte ich und ging zur festgelegten Stunde über die geschwungene Brücke aus rotem Lackholz. Die Sonne vergoldete die aufgemalten Schriftzeichen, und friedlich glänzte der See mit seinen großen, weißen Wasserrosen. Auf der Wiese ist alles wieder ruhig; einsam stehen buddhistische Tempelglocken aus Bronze und heilige Lampen. Die Flamingos träumen ihrem Spiegelbilde zu.

Rote Blumen leuchten im Hintergrund, und darüber ragt der künstliche Fels mit seinen Höhlen und zackigen Schlupfwinkeln. Die Affen spielen; ein mächtiger Mähnenbursche geht auf allen Vieren, das Junge reitet auf Vaters Rücken. Aber plötzlich ist alles maßlos erregt. Der Maurer kommt mit seiner Leiter, setzt sie in den Graben hinunter und klettert nach. Dann krast die Kelle am kritischen Punkt und alle Affen sitzen im Kreis und passen auf. Ich stehe neben den Wärtern oben an der Brüstung, gleich ist der Schaden wieder gut — da braust wie ein Gewitter die wilde Jagd an uns vorüber und im Nu sind alle Affen wieder auf der Wiese.

Was ist geschehen? Der schlaue Bursche vom Vormittag war die Leiter emporgeklettert, dem Maurer auf die Schulter gesprungen, und ehe der Mann zur Bestimmung kam, waren sechzig Mantelpavianen wieder ausgerückt.

passiert. Etwas größer war unsere Sorge, als von den beiden winzigen kleinen brasilianischen Giftschlangen die eine fehlte. Das ganze Aquarium wurde abgesucht, in alle Kisten geleuchtet, auch dort, wo unter einer elektrischen Sonne ein ganzer Mattenkönig von harmlosen Schlingeln Wärme suchte. — Vergebens!

Zwei Stunden später spie die einsame Viper ihre Gefährtin wieder aus; Kannibalin, hatte sie zur Abwechslung die Schwester verspeist.

Regen.

Von Hermann Hesse.

Ganze hab' ich nun dem Regenlied gelauscht,
Erge lano und marche Nächte lang
Wo es schwebend hängt und träumend rauscht,
Immer eingehüllt im selben Klang.

Ähnlich Klang mir einst im fernsten Reich
Der Chinesen gleitende Musik
Heimchenkann und hoch und ewig gleich,
Doch voll Reiz in jedem Augenblick.

Regenrauschen und Chinesenlied,
Wasserfallmusik und Meeresklang —
Wo die Nacht ist's, die mich wieder zieht
Euren Grübern nach die Welt entlang?

Eure Seele ist der ewige Ton.
Der nicht Zeit und der nicht Wechsel kennt,
Dessen Heimat wir einmal einflößen,
Dessen Nachklang uns im Herzen brennt.

Was tanzt man in diesem Winter?

Unersüllte Prophezeiungen.

Berlin, 28. Januar 1928.

Während man in Afrika nach wie vor mit einer an Panatismus grenzenden Begeisterung dem Tanzsport huldigt, zeigt sich in Europa eine fast allgemein verbreitete Tanzmüdigkeit. In Paris hat man schon im vorigen Winter nicht mehr mit rechter Begeisterung getanzt. Die leichtlebigen Pariser haben Inflationsorgen. Sie überließen die Tanzsäle der amerikanischen Invasion. „Wir haben Paris für einige Jahre an Fremde vermietet“, glossierten bisfio die Schriftsteller. In diesem Jahr hat die Tanzmüdigkeit der Pariser sich noch gesteigert. Es ist fast unzulässig geworden, nachmittags noch zu tanzen, und die Säle sind auch nicht übermäßig besucht, und die, die da sind, sind Fremde in Paris. Paris selbst ist tanzmüde, aber auch in London ist die große Tanzwelle vorüber. Man tanzt gemäßig, beherrscht und nicht mehr mit jener sportlichen Energie, mit der man vormittags seine Tennis-Stunden absolvierte. Nur Berlin, nur Deutschland macht noch eine Ausnahme. Eine Hochflut von Sälen, wie wir sie seit der Zeit vor dem Kriege nicht mehr zu verzeichnen hatten. Eine Zeitlang schien es, als ob auch Berlin dem Londoner und Pariser Beispiel folge, sich der Tanzmüdigkeit hingeben wollte. Aber mit echt deutscher Gründlichkeit ist es nicht möglich, sich von der Tanzaera wieder so schnell zu befreien wie die westeuropäischen Nationen. Wie tanzen weiter, weil wir mit großer Sorgfalt Figuren erlernt haben, die kein anderer Mensch auf der ganzen Welt kennt, weil wir wissenschaftlich das Studium des Tanzes betrieben haben und nicht gewillt sind, uns nun um die Früchte dieses Studiums bringen zu lassen. Wie tanzen weiter, weil Tanzen schlank macht und weil Tanzen ein Sport ist und weil man sowohl Schlanksein wie Sport als eine ernsthafte Beschäftigung und nicht als ein Vergnügen betreiben muß, das man beliebig unterlassen kann. Unsere Tanzsäle sind zum Brechen voll. In den Nachmittags-tanztessen gibt es weder einen freien Stuhl noch einen freien Platz auf dem Parkett. Kurzum, wir werden diesen Winter noch mit jähher Begeisterung durchtanzen, und dann dürfte auch die Periode der Tanzmüdigkeit gekommen sein.

Die Tanzlust der Londoner und Pariser äußert sich am deutlichsten darin, daß die neue Tanzsaison sich nur einen einzigen neuen Tanz beschert hat. Wir brauchen in diesem Winter nichts hinzuzulernen. Weder bei den Inkas noch bei den südamerikanischen oder afrikanischen Vögern hat man irgend eine neue Tanzart entdeckt und über Amerika nach Europa importiert. Zwar hat Amerika wieder einige seiner kramphhaften Versuche zur Lancierung neuer Tänze unternommen, aber da London und Paris infolge ihrer Tanzmüdigkeit keinerlei Lust hatten, neue Tänze zu lernen, und sich infolgedessen völlig ablehnend verhielten, so sind diese neuen Tanzversuche nicht bis nach Deutschland vorgedrungen. Nicht einmal der Wiener Walzer, den man uns so tödlich für diesen Winter versprochen hatte, ist gekommen. Das Tanzprogramm dieses Winters ist denkbar einfach und enthält eigentlich überhaupt nur 3 Tänze. In erster Stelle als der beliebteste und allgemein am schlechtesten gekannte Tanz steht heute wieder der Tango, den jeder tanzt und niemand kann. Es wird schwer sein, sich in diesen schmieglamen, die Harmonie der Rhythmen betonenden, an Variationen so reichen Schritt wieder hineinzufühlen, nach der Haufe der Verzerrungen und eckigen Be-

wegungen des vorigen Charleston-Winters. Der neue Tango läßt der individuellen Auffassung weitesten Spielraum. Es gibt keine straffe Figurenreglung, es gibt nicht einmal mehr die Unterschiede zwischen dem schnelleren Tango Argentino und dem langsameren Tango Milonga. Jeder tanzt seinen Tango, wie er ihn auffaßt.

Wiedergekehrt ist der Boston. Denn was die Herren Tanzmeister und modern sein wollenden Kapellmeister „Englisch Walz“ nennen, ist nichts anderes, als unser alter alter Boston, den man im Tempo ein klein wenig beschleunigt hat, weil er uns den Ersatz für den uns nun doch entgangenen Wiener Walzer liefern soll. Und als Drittes lebt noch der Charleston. Nicht jener wildgewordene Negertanz der vergangenen Saison, dessen Ausübung mit beständiger Lebensgefahr verbunden war, sondern ein gesellschaftsfähig gewordener Charleston, der im Gegensatz zum Boston und dem Tango, die eine rhythmische Harmonie des ganzen Körpers erfordern, lediglich in einer lustigen Separatbewegung der Beine besteht, die den völlig stillgehaltenen übrigen Körper nichts ausheben. Mit diesem Repertoire kommen wir gut durch die Hochflut der Säle dieser Saison.

Aus aller Welt.

Der Geburtstag einer 108 jährigen Indianerin. Unter den Tonawanda-Indianern in den Vereinigten Staaten von Amerika hat soeben eine Indianerin ihren 108. Geburtstag gefeiert. Gutmütige Weiße aus der Umgebung kamen zum Geburtstag gratulieren und überbrachten der Squaw einen Pelztragen aus schwarzem Bärenfell und ein Planelnachtschm. Weibes zog die alte Indianerin sofort an, und freute sich darüber königlich. Noch größer wurde jedoch die Freude, als man ihr auch noch zwei neue, wunderschöne Tabakspfeifen und eine Kiste mit Zigarren überreichte. Von den Zigarren setzte die alte Frau sofort eine in Brand und rauchte dann hintereinander noch einige. Von greisenhafter Schwäche scheint die alte Frau noch nichts zu spüren.

Photographierte Geräusche. Auf den ersten Blick ist das ein Widerspruch. Kann man Geräusche photographieren, kann man Wahrnehmungen des Ohres bildlich darstellen? O ja, man kann. Ganz abgesehen von den Kniffen der Wissenschaft, die ja mit dem listigen Arsenal ihrer optischen Geschütze den unsichtbaren Dingen zu Leibe geht und sie auf die Platte zaubert, man kann bei einigem Geschick Geräusche auch sonst so photographieren, daß der Betrachter des Bildes sie tatsächlich zu hören vermeint. Stübliche und interessante Beispiele hierfür findet man in der neuesten Nummer (Nr. 5) des „Illustrierten Blattes“, Frankfurt a. Main. Das gleiche Heft enthält einen Bilderartikel über „Hollywood im Neglige“, einen weiteren über das Thema: „Ein Fürstentum in der Wüste“ und einen solchen über „Die Führer der modernen Kriminalwissenschaft“. Der beliebte Berliner Karikaturist Georg G. Kobbé hat eine lustige Seite über den Presseball gezeichnet, der Tierfreund Paul Sipper schreibt zu einem eindrucksvollen Zebrabild. Die Ereignisse der letzten Theaterwoche finden besonders in einem Porträt Max Pallenberg als Rekrut „Schweiff“ ihre Würdigung. Humor und Tagesereignisse sind reich vertreten. Das Heft ist von Anfang der Woche an überall zu 20 Pfg. zu haben.

Eine merkwürdige Altersbestimmung. In einem schwedischen Torflager grub man in einer Tiefe von 2 Metern einen uralten Mantel aus, der noch sehr gut erhalten war. Bei der Untersuchung fanden sich im Stoff des Mantels nun Mengen von Blütenstaub, der von Eichen-, Linden- und Ulmenblüten stammte und somit im „Pollenregen“ der damaligen Erdperiode in einem viel größeren Prozentsatz enthalten gewesen sein muß als heute. Daraus kann man also schließen, daß zu der Zeit, als der Mantel in die Erde gelangte, das Klima ziemlich milde gewesen sein muß, woraus man wiederum folgern kann, daß der Mantel aus der früheren Bronzezeit stammt, weil um diese Zeit das Klima Schwedens wesentlich milde war als jetzt. In seinem Schnitt erinnert der vorhistorische Mantel an die Toga der Römer, obgleich er wohl in einer anderen Weise getragen wurde.

Fröhliche Ecke.

Der folgsame Patient. „Nun, Herr Schulze, haben Sie meine Vorschrift befolgt: täglich drei Rillen und jedesmal einen Schluck Cognac hinterher?“ — „Na, Herr Doktor, mit den Rillen bin ich wohl 'ne Woche im Rückstande, aber mit dem Cognac, da bin ich mindestens vier Wochen voraus!“

Zinsen. Garpagon hat seine Brieftasche verloren. Mit fünfzig Mark. Garpagon ist ein geschlagener Mann. Nicht den Betrag unter Verlust. Zehn Tage später hat Garpagon seine Brieftasche wieder. Ein ehrlicher Finder hat sie gebracht. Begeistert reißt sie Garpagon an sich. Zählt nach. Genau fünfzig Mark. „Und wo sind die Zinsen?“ fragt er dann empört.

Spariankeit. Madame kriegt eine Vorlesung. „Wir müssen uns einschränken“, rechnet ihr Monsieur vor, „weniger ausgeben, und vor allen Dingen mußt du billigere Kleider tragen.“ — „Aber gern“, ist Madame sofort einverstanden, „ich werde mir sofort morgen fünf billige Kleider machen lassen.“

Orthographie. „Du hast das Wort „Tunnel“ mit zwei „l“ geschrieben?“ — „Was soll ich jetzt machen?“ — „Streiche das eine!“ — „Welches?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Pognan.